

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ❖

2. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Dienstag, den 18. Januar 1916

Fernsprecher:
Königsstein 44

Nummer 3

Große Zeit.

Erzählung von Arnold Frank
— Nachdruck verboten. —

20

Fräulein Helmert trommelte nervös mit ihren Fingern auf dem Schreibtisch ihres Großvaters, vor dem sie saß: „Jetzt reden Sie mir vom Schein, Steffen, auf den Sie Rücksicht nehmen müssen, während Sie es von mir nicht gelten lassen wollten.“

Sie sah, wie er mit sich selbst rang; doch dann sagte er dumpf, aber fest: „Ich kann nicht anders, auch nur den Anschein einer Bereicherung muß ich vermeiden. Wenn Sie selbst die Leitung der Firma wie bisher in Händen behalten wollen, so will ich meine Arbeitskraft verdoppeln. Mehr zu tun vermag ich nicht.“

Die junge Dame erhob sich heftig, wie er sie sonst in ihrem gemessenen Wesen noch nie gesehen hatte, und ging in leidenschaftlicher Bewegung in dem kleinen Gemach auf und ab. Dunkle Rote stieg in dem vornehmen Gesicht auf, das mit einem Male alle Kontor-Zartheit verloren hatte. Der junge Bauingenieur merkte jetzt seit langer Zeit erst wieder, daß die bisherige tatkräftige Leiterin des großen Geschäftes noch in den Jahren stand, in welchen die Mädchenwelt nur für allerlei Lustbarkeiten, Verlieben, Verloben zu schwärmen pflegt, und da sprach bei dem kühlen rechnenden Geschäftsmann plötzlich nicht mehr der nüchterne Kopf des erfahrenen Praktikers, sondern das Herz mit seinem vollen heißen Menschenblut.

Er trat auf sie zu und faßte ihre beiden Hände mit den seinen. Sie zuckte einen Augenblick zusammen und sagte dann tonlos: „Sie wollen mir schon jetzt Lebewohl sagen? Dann viel Glück!“

„Nein,“ antwortete er tief aufatmend. „Nicht scheiden will ich, sondern eine Frage an Sie richten, von deren Beantwortung es abhängt, ob ich bleiben kann.“ Aus ihren Wangen war die heiße Rote gewichen, dafür war in ihren Augen ein seltsames Leuchten aufgetaucht.

„Liebes Fräulein,“ begann er mit zitternder Stimme, die aber bald ihre Festigkeit wieder erlangte, „Sie kennen mich nun schon seit langen Jahren. Zwar mein erstes Auftreten war nicht gerade viel versprechend. Entsinnen Sie sich wohl noch, wie ich kleiner Knirps, mit einer Riesen-Beruhigungs-Butterstulle bewaffnet, mit meiner Pflegemutter Babette Sauer vor Ihnen auftauchte, da Sie schon eine kleine Dame waren? Als Sie den groben Portier, der Mutter und mir den Eintritt in Ihr Haus verwehren wollte, die Wahrheit sagten, bekam ich eine gewaltige Bewunderung Ihrer Kurage, und Mutter sagte nachher zu Hause, „Donnerwetter, das ist ein Mädchen, das in die Welt paßt.“ Er lachte, und seine Zuhörerin lachte mit. Dann schüttelten sich

beide noch immer lachend die Hand, und Otto Steffen fuhr fort:

„Dann sahen Sie mich auf dem Bauplatz Ihres Großvaters wieder, gerade als Meister Redlich mich für eine Dummheit bei den Ohren hatte. „Großpapa, der arme Junge!“ riefen Sie. Aber der alte Meister Redlich war, Gott sei es gedankt, kein sentimentaler Mann und sagte bloß: „Siebe gehören sich für jeden Berliner Lehrlingen, wenn er Dummheiten macht.“ Als der Meister darauf seinen Rücken gewendet hatte, steckten Sie mir eine Apfelsine in die Hand. Weiß Gott, Fräulein, ich dummer Junge habe damals geglaubt, Ostern und Pfingsten fielen auf einen Tag. Die Apfelsine war schon fast zum Verschimmeln, bevor ich mich daran machte, sie aufzueffen und solche Vekereien gab es damals noch nicht für Berliner Maurerjungen. Ich bin ja auch mit Spreewasser getauft und zwischen den Klammotten groß geworden, und dabei vergißt man bald die Feen- und Märchengeschichten. Aber als Sie mir die Apfelsine gaben, kamen Sie mir wirklich wie eine Fee vor, wenn auch Ihr Großvater Ihnen scheltend zurief: „Mädchen, willst Du gleich aus dem Bauschutt raus! Du bist ja sonst im Leben nicht wieder blank zu kriegen!“ Er machte eine kleine Pause und konnte nun wohl bemerken, wie sehr sie diese humoristischen Jugenderinnerungen auf andere Gedanken gebracht hatten. Und das gab ihm den Mut, rascher fortzufahren.

„Und wissen Sie wohl, welches mein größter Tag in dem ganzen Leben gewesen ist? Das war der Frühlingssonntag, an welchem Kaiser Friedrich durch das Brandenburger Tor kam und die Linden hinab zum Schlosse fuhr. Und wie Sie dann von Ihrem Großvater getrennt wurden und in das Volksgedränge gerieten. Nachher sind wir Beide Arm in Arm weiter gegangen, bis wir Ihren Großvater wiederfanden. Denken Sie nur, das junge, schöne und reiche Fräulein Helmert und ich, der sonntäglich reingewaschene Maurerjunge Otto Steffen. Es muß drollig ausgesehen haben.“

Sie lächelte. „O, damals ist das kaum aufgefallen, es waren andere Zeiten. Wenn es aber sein müßte, so hätte ich auch heute nichts dagegen einzuwenden; Sie hatten sich als ein Führer gezeigt, dem ich mich wohl vertrauen konnte.“

Es sollte scherzhaft gemeint sein, aber die Antwort ließ ihn das entscheidende Wort aussprechen.

„Fräulein Helmert, ich weiß nicht, was Sie über Ihre Zukunft beschlossen haben, das klingt mir beinahe vermessen, wenn ich da eingreifen will. Aber Sie haben es selbst gesagt, daß Sie damals mir vertrauten, und so frage ich Sie heute als ernster und gereifter Mann, ob Sie mir für das ganze Leben das Vertrauen schenken können, welches für Sie, für mich und für die Firma Glück und Segen bedeuten würde? Ich kann Ihnen keine anderen Schätze bieten, als

mein Wissen und meine Arbeitskraft und meine Treue, und die sollen Ihnen gehören bis zum letzten Atemzuge."

Das war Otto Steffens Heiratsantrag an die reiche junge Erbin, die bisher seine Brotherrin gewesen war. Er wich von der üblichen Form der Brautwerbung und nun gar der Liebeserklärung ganz bedeutend ab. Aber es konnte nicht anders sein, denn von zarteren Empfindungen war ja zwischen ihnen Beiden niemals die Rede gewesen; worauf es ankam, das war der gemeinsame treue Dienst für die alte Firma. „Bitte!“, fügte er hinzu, „antworten Sie nicht sofort, ich habe Sie überrascht und bin bereit, auf Ihre Entscheidung zu warten.“

Über ihr kluges, vornehmes Gesicht war der Ausdruck tiefen Nachdenkens gelagert; den Rosenschimmer mädchenhafter Empfindungen suchte man vergebens. Sie schaute lange empor zum Bilde ihres Großvaters, und in ihrem Kopfe klang der Gedanke klar wieder, er hätte sofort seinen Segen gegeben. Da ging sie langsam auf Steffen zu und reichte ihm ihre Hand, die er mit festem Druck umschloß.

„Seit heute Nacht fühle ich mich verändert. Zuviel ist auf mich eingestürmt, und deshalb wollte ich die Bande, die mich an dies Gemach fesselten, lösen. Nun hatten Sie abgelehnt, was ich Ihnen bot, und dafür bieten Sie jetzt sich selbst mir,“ ein humorvolles Lächeln flog dabei über ihr Gesicht, „wenn ich nun ebenfalls Ihren Antrag ablehnen wollte?“

Steffen trat erblaßt zurück, er faßte diesen Bescheid als eine Ironie von ihr auf. Wie hatte er auch so dreist sein und die Verhältnisse so verkennen können. Aber sie kam seiner beabsichtigten Erwiderung zuvor und sagte: „Sie sollen mich nicht mißverstehen. Eine ganz kleine Rache will das weibliche Gemüt doch haben, wenn es lange auf das warten muß, was es heimlich gewünscht hat. Lieber Otto, wir sind so lange Jahre treue Arbeitskameraden gewesen, daß ich im Stillen immer gehofft habe, wir würden uns nie trennen. Die Firma konnte ich Ihnen wohl anbieten, aber nicht gut mich selbst. Da mußten Sie sprechen.“

„Und ich zürnte Ihnen schon, als Sie so lange schwiegen. Nun haben Sie in der zwölften Stunde noch das rechte Wort gefunden, und so sage ich denn von ganzem Herzen ja.“ Das war die Verlobung von Tilde Helmert und Otto Steffen. Wenn alle die lieben Bekannten, die über diese Vorgänge so wie so schon genug sprachen, alle Einzelheiten gewußt hätten, sie würden darauf gewettet haben, daß eine solche Ehe unmöglich glücklich werden könne. Und doch wurde sie dieses im reichsten Maße.

Daß man von dem jungen Ehemann sagte, er sei ein Glückskind, wie es die Welt noch nicht gesehen habe, konnte nicht Wunder nehmen. Man sagte es ihm auch gerade ins Gesicht. Aber wenn die Reider und Schadenfrohen gedacht hatten, an dem jungen Bauherrn, der doch bloß der Pflege Sohn eines Maurerpoliers gewesen war, eine Achillesferse entdecken zu können, so sahen sie sich bitter getäuscht. Man behauptete deshalb, er sei völlig von seiner Frau abhängig, und wage kein Zehnmarkstück ohne ihre Erlaubnis auszugeben. Auch das war wieder ein großer Irrtum. Die einfache Tatsache war die, daß Otto Steffen genau wußte, was er der Firma und seiner Frau schuldig war, während Frau Tilde Steffen unbedingt darauf hielt, daß in der Hand ihres Mannes die Fäden des großen Betriebes vereinigt blieben. So mußten alle Konkurrenten wohl oder übel mit dem einstigen Maurerlehrling rechnen.

Niemand hatte es gewagt, mit der jungen Frau über alle diese Verhältnisse zu sprechen. Wenn sie auch jetzt Frau Steffen hieß, so blieb sie die Dame, die sie bisher gewesen war, und vor ihren geistvollen Zügen mit dem überlegenen Blick wagte sich selbst ein unangebrachter Scherz nicht hervor. Nur mit ihrer Mutter hatte sie heftige Kämpfe zu be-

stehen. Als Frau Marie Helmert von der Verlobung gehört hatte, war sie rein außer sich und wollte ihre Zustimmung zur Hochzeit in keinem Falle geben. Diese Zustimmung war natürlich nicht erforderlich, da ihre Tochter mündig war, und dann kam Frau Marie noch mit endlosen Klagen wegen der künftigen Verwandtschaft. Sie wußte, wie sehr Steffen an seinen Pflegeeltern hing. Außerlich konnten sich ja der Polier Fritz Sauer und seine Frau sehen lassen, sie machten den Eindruck von kleinen Bürgerleuten aus der guten alten Zeit. Aber Frau Babettes Berliner Mundwerk! Das übertraf zwei Fischverkäuferinnen und drei Waschfrauen, und an dem Zuviel konnten auch große Gutmütigkeit und der Mangel jeder Bosheit nichts ändern. Und diese Frau sollte so ein Stück Vizeschwiegermutter ihrer Tochter werden? Das war doch ganz unmöglich.

Aber es wurde möglich, und sogar noch viel mehr. Auf der stillen Hochzeit waren beide Pflegeeltern zugegen, denen die junge Frau so recht von Herzen zu ihrem Glückwunsch die Hände schüttelte. Frau Babette bekam sogar einen Kuß und sie war darüber so selig, daß sie ihren sonstigen Erzählungseifer vollständig vergaß. Als Frau Marie Helmert alle ihre Proteste gegen die Hochzeit erfolglos bleiben sah, hatte sie bestimmt erklärt, daß sie jedenfalls der Feierlichkeit fern bleiben werde. Aber auch dieser Entschluß war hinfällig geworden. In ihrer Lebenslust war sie wieder einmal mit ihrem Gelde nicht ausgekommen und hatte es nun doch vorgezogen, die gute Laune ihrer Tochter nicht auf die Probe zu stellen. Sie sah sich übrigens für das große Opfer, das sie zu bringen gemeint hatte, reichlich entschädigt durch die vielen Aufmerksamkeiten, die ihr von allen Seiten entgegen gebracht wurden.

So war die alte Firma mit ihren beiden neuen Inhabern hergestellt worden, für die der junge Ehemann vollständige Vertretung nach außen hin übernahm. Von der Tätigkeit seiner Frau merkten weitere Kreise nichts, und doch war sie es, welche bei allen bedeutenden Unternehmungen, für die große Kapitalien in Betracht kamen, das letzte Wort sprach. Otto Steffen mußte oft im Stillen lächeln; dieselbe Frau, welche bei dem Tode ihres Vaters vollständig geschäftsunlustig gewesen war, mehrte durch die von ihr angeregten glücklichen Unternehmungen den Wohlstand des Hauses von Jahr zu Jahr, ohne doch aus der strengen Bürgerlichkeit heraus zu treten. Bis auf einen kleinen Punkt weiblicher Schwäche: sie ging stets in Seide, die ihre vornehme Gestalt doppelt zur Geltung kommen ließ.

Eine schwere Entscheidung trat an das Ehepaar heran, als der seit Jahrzehnten schon vom Großvater benutzte Stätteplatz von Alt-Berlin sich bei der wachsenden Ausdehnung des Geschäftes als unzulänglich erwies. Das Terrain im Stadtzentrum war buchstäblich Gold wert, aber die Gewinnansichten vermochten die Erbin sehr wenig zu bestimmen, den alten traulichen Winkel aufzugeben. Der Platzmangel war der entscheidende Punkt. Steffen schlug seiner Frau vor, eine Privatwohnung oder ein eigenes Haus im Westen der Reichshauptstadt zu beziehen, aber diese wollte davon nichts wissen. „Was uns gehört, müssen wir übersehen können, Arbeitsfeld und Wohnung gehören zusammen.“

So waren sie nach den weiten, fahlen Flächen des Berliner Nordens hinausgekommen, wo die Sanddünen des märkischen Bodens ihr Besitzum begrenzten, in denen jeden Nachmittag die Berliner Jungen die Tagesereignisse durch Kriegsspielen mit blutigen Nasen und zerrissenen Jacken illustrierten. Und die beiden jungen Steffen waren recht schaffend dabei; wenn sie des Abends in übler äußerer Verfassung nach Hause kamen, und so lange sie noch klein waren, bei der Mutter Trost für die blauen Beulen an der Stirn suchten, mußten sie es allerdings erleben, daß sie bestimmt abgewehrt wurden. Frau Tilde Steffen achtete

die Brausen an der Stirn ihrer Zungen für wenig erheblich gegenüber dem Schaden, den die Lehnhände der Buben an ihrem seidenen Kleid anrichten konnten, und den Zungen war es auch so recht.

In diesem Mittelpunkt von des deutschen Reiches Streulandbüchse zeigte sich übrigens schon nach wenigen Jahren, was mit praktischer Umsicht und mit Geld anzufangen ist. Ein langer Zug von Lastwagen brachte gute Gartenerde herbei, stattliche Bäume, die mit Wurzeln und Wurzel Erde aus dem Boden gehoben waren, wurden herangeschafft, und unter einer ausgiebigen Bewässerung grünte es bald überall um das Wohnhaus der Familie herum. Sogar ein Blumen Garten fehlte nicht. So war in der Sandöde ein Stück grüne und blühende Oase entstanden, das allgemein bewundert wurde und viele Nachseher fand.

Die mannigfachen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die sich vor und nach der Jahrhundertwende zeigten, machten freilich hier draußen nicht Halt. Aber sie wurden doch durch die langjährigen Beziehungen gemildert, die zwischen den Erben des alten Ehrhard Redlich und ihren Leuten bestanden.

So war im Laufe der Jahre der Tag gekommen, an welchem der englische König der Gast der Stadt Berlin gewesen war. Otto Steffen erzählte bei Tisch: „Ich kann mir wirklich nicht denken, daß dieser Eduard ein solcher Ränke spinner ist, wie man ihn genannt hat. Es gibt gar keinen Engländer, der einem Deutschen so ähnlich sieht, wie der König, und so harmlos vergnügt sein kann. Du hättest ihn nur sehen sollen, wie es bei dem Vortrag der Volkslieder in seinen Augen aufleuchtete, als ob Jugenderinnerungen in ihm wach geworden seien. Wenn er sich zeitweise anders zeigte, so haben wohl Verstimmungen mitgewirkt, deren Ursprung und Tragweite wir nicht beurteilen können. Hoffen wir also das Beste für die Zukunft.“

Frau Lilde Steffen nickte bedachtsam. „Wir wollen wünschen, daß es keine Maske war, die der König heute Berlin gezeigt hat. Es wäre besonders gut für unsere Gesellschaft in Tsingtau in Ostasien, wo das Wohl und Wehe unserer Landsleute so wesentlich von England und seinem Schützling Japan abhängt.“

Otto Steffen lachte ziemlich dröhnend, schlug mit der Faust auf den Tisch: „Frau, Frau, laß so etwas bloß den Reichstag und die Zeitungen nicht hören. Die stehen Kopf, wenn Du den Teufel so an die Wand malst. Wir treiben doch keine uferlose Politik, und niemand hat solche Befürchtungen, wie Du sie hegst, ausgesprochen. Wenn ich für unser ostasiatisches Bauunternehmen Gefahren von den Japanern befürchtet hätte, dann würde ich doch meine Finger davon gelassen haben. Eine halbe Million Mark ist doch keine Kleinigkeit.“

Seine Frau erhob sich vom Tische und holte aus dem Nebenzimmer ein kleines Kontobuch. „Wer etwas gewinnen will, muß auch etwas wagen, wir sind durch Tsingtau doch tüchtig in das chinesische Geschäft hinein gekommen. Ich habe für Ostasien ein besonderes Buch geführt, hier ist es, Du kannst daraus sehen, daß wir gut abgeschnitten haben. Getraut habe ich den Japanern niemals, und was mir unsere Leute aus dem fernen Osten geschrieben haben, bestärkte mich in diesem Mißtrauen. Wenn unsere deutschen Diplomaten mit den kleinen Gelb-Gesichtern höfliche Worte austauschen, so gilt das der Aufrechterhaltung ruhiger Verhältnisse. Unsere einfachen Deutschen, die in Ostasien sind, denken ganz anders; sie glauben alle, daß die Engländer ihren gelben Verbündeten Fingerzeichen für die Zukunft gegeben haben.“

Otto Steffen sah seine Frau noch immer verwundert an: „Du glaubst also wirklich an einen Krieg um unser Machtgebiet in Ostasien?“ Frau Lilde klappte ihr Kontobuch zusammen. „Versuchen werden die Japs alles mögliche; ob

es ihnen gelingt, ist etwas anderes. Damit zerbrechen wir uns vorläufig den Kopf nicht.“ Nach kurzem Besinnen setzte sie hinzu: „Jedenfalls stehen die Dinge so, daß wir manche Krisis ruhig an uns herankommen lassen können.“

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

18. Januar 1915. — Schlacht bei Jassinn. — Japan gegen China. An diesem Tage begann die Reichswollwoche, in der alle Hauswirtschaften ihre entbehrlichen Wollfächer und sonstige Kleidungsstücke hergaben; der Erfolg der Sammlung übertraf alle Erwartungen. — Eine glänzende Waffentat vollbrachten am genannten Tage die Verbündeten bei Jassinn, einem in Westgalizien unweit von Krafau gelegenen Ort. Zwischen diesem und Tschow hatten bereits seit dem 22. Dezember erbitterte Kämpfe stattgefunden, bei denen auch die Kanonen der Festung Krafau eingriffen. Die Russen suchten mit Hartnäckigkeit in immer wieder neuem Ansturm eine zwischen den beiden Orten gelegene Höhenstellung zu gewinnen, von wo aus sie anscheinend gegen Krafau vorzugehen beabsichtigten. Sie hatten hier ein ganzes Armeekorps angesetzt, ein Beweis, wie wichtig ihnen diese Stellung war. Am genannten Tage nun kam es zur Entscheidung, bei der die Russen gehörig in die Flucht geschlagen wurden, die in Panik ausartete. Durch diese tapfere Abwehr der verbündeten Truppen wurden die Russen um die Vorteile gebracht, die sie an dieser Stelle im Westen bereits errungen hatten. — Bei Korna, das schon viel Opfer gekostet hatte, wurde eine englische Kavallerieabteilung unter großen Verlusten von den Türken zurückgeschlagen. — Wenn auch nicht direkt zu den kriegerischen Ereignissen gehörig, so doch an dieser Stelle zu erwähnen sind die am genannten Tage von Japan an China gestellten Forderungen, nicht weniger als 21 an der Zahl; diese Forderungen gipfelten in der unbedingten und von China und den übrigen Mächten anzuerkennenden Vorherrschaft Japans in Asien, so daß China ziemlich abhängig von Japan werden sollte. China hat zwar zunächst klein beigegeben, allein der Austrag zwischen China und Japan ist nur eine Frage der Zeit.

19. Januar 1915. — Dr. Helfferich, Reichsschatzsekretär. Der Hartmannsweilerkopf genommen. — Deutsche Lustschiffe über der englischen Ostküste. — Kampf in Deutsch-Ostafrika. An diesem Tage wurde vom Kaiser die Entlassung des Staatssekretärs des Reichsschatzamt Dr. Kühne genehmigt; an seine Stelle trat der Direktor der Deutschen Bank Prof. Dr. Helfferich. — Im Westen wurde bei Notre Dame de Lorette, bei Arras, dem Feinde ein 200 Meter langer Schützengraben entrissen; auch bei Sennheim wurde gekämpft. Sehr wichtig war die Erstürmung des Hartmannsweilerkopfes im Oberelsaß, durch welche ein beherrschender Punkt, der von den Franzosen längere Zeit besetzt gehalten wurde, in deutschen Besitz kam. — Das Hauptereignis des Tages ist der Angriff deutscher Lustschiffe auf die englische Ostküste. Abends 1/2 9 Uhr erschien ein lenkbares Lustschiff über Yarmouth und warf fünf Bomben ab, dann fuhr es nach Sheringham und Crower; ein anderes Lustschiff warf seine Bomben über Kings Lynn und ein drittes über Gravesend, nachdem es die Themse entlang geflogen war. — In einem zweitägigen Gefecht wurden in Deutsch-Ostafrika im Umbatal bei Jassini die Engländer von deutschen Truppen gründlich geschlagen; vier englische Kompanien wurden gefangen genommen und der Feind aus deutschem Gebiet vertrieben.

20. Januar 1915. — Wechsel im preußischen Kriegsministerium. — Armee Einsingen im Osten. — Krafau. An diesem Tage fand der Wechsel im preußischen Kriegsministerium statt; Generalleutnant v. Falkenhayn, der bisherige

Kriegsminister, wurde zum General der Infanterie befördert und Generalmajor Wild von Hohenborn trat an seine Stelle. — Im Westen gab es Scharmügel bei Notre Dame de Lorette, Berry au Bac und Pont-a-Mousson und auch in den Vogesen wurde gekämpft. — Im Osten ward im nördlichen Ungarn eine neue Armee aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppenteilen unter dem Oberbefehl des Generals der Infanterie von Linsingen gebildet, die bald eine wesentliche Rolle zu spielen hatte. In den Tälern des Talabor, Nagy-Ag, der Latorcza und Becsa trat sie den Vormarsch gegen die Russen an. Diese hatten in der Bukowina in der üblichen Weise wie Wilde gewütet, was nun amtlich festgestellt wurde. Am genannten Tage wurde zum ersten Male die Bedeutung der Festung Krafau und ihr Eingreifen in die Operationen öffentlich klar gestellt und zwar durch ein Telegramm des österreichischen Armeoberkommandanten Feldmarschall Erzherzog Friedrich an das Festungskommando; es wurde anerkannt, daß sich die Festung und ihre Besatzung mit großem Verständnis den jeweilig im Gange befindlichen Operationen durch Ausfälle, Artilleriefeuer, Erkundungsdienst und Unterstützung der außen kämpfenden Truppen anzupassen wußte und daß sie so sehr wesentlich zu den Erfolgen beigetragen habe. — Eine sehr empfindliche Niederlage erlitten die Engländer bei Korna durch die Türken.

21. Januar 1915. — Besetzung des Hirzstein. — Amerikanische Waffenlieferungen. — Die „Karlsruhe“. Im Westen kam es bei St. Mihiel zu Kämpfen, durch welche das Gelände vor der Front von den Franzosen gesäubert wurde. Auch bei Pont-a-Mousson dauerten die Kämpfe fort, ebenso bei Sennheim. In dieser Gegend wurde nunmehr auch der Hirzstein genommen und zwar, dank der ausgezeichneten Vorbereitungen der deutschen Truppen, ohne einen Schuß. — Um diese Zeit begannen die öffentlichen Erörterungen über die amerikanische Waffenausfuhr, die einen ungeheuren Umfang angenommen hatte und sehr wesentlich zur Verlängerung des Krieges beitragen mußte; die Erörterungen haben nicht viel genutzt trotz einiger Proteste in Amerika selbst. — Von diesem Tage stammt die Meldung, daß das deutsche Kriegsschiff „Karlsruhe“ unbehindert den Atlantischen Ozean durchfähre und in den letzten 14 Tage elf Schiffe der Verbündeten versenkt habe. — Im Osten gab es nördlich und südlich der Weichsel lebhafteste Geschüßkämpfe, namentlich im Wida-Abschnitt, wo der Bahnverkehr der Russen durch Volltreffer empfindlich gestört wurde.

22. und 23. Januar 1915. — Österreichische Erfolge in der Bukowina und am Uzsorpaß. — Aufstände gegen Engländer und Franzosen. Im Westen fanden am 22. Januar nördlich des Lagers von Chalons Angriffe der Franzosen statt, die in deutschem Feuer zusammenbrachen; im Argonnenwald wurde eine feindliche Stellung erobert und 245 Mann gefangen genommen, ebenso wurden bei Pont-a-Mousson zwei französische Angriffe unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen und mehrere nächtliche Angriffe auf den Hartmannsweilerkopf blieben erfolglos. — Im Osten konnten die österreichischen Truppen in der südlichen Bukowina Kirlibaba und die die Stadt beherrschenden Höhen zurückerobern. Am 22. Januar begann der Vormarsch zur Wiedererlangung des Uzsor-Passes; in dem Gefecht bei Patafalu wurden die russischen Vortruppen zurückgedrängt. — In Britisch-Nyasaland griffen die Aufständischen Wagonera an und richteten ein Blutbad an; die Engländer mußten schleunigst Truppen herbeischaffen, um den Aufstand zu unterdrücken. In Marokko wurde am 23. Januar von den Aufständischen Fez besetzt; die Franzosen suchten zwar durch eine Abordnung den Führer Abdul Malik zur Einstellung des Kampfes zu bewegen, dieser weigerte sich jedoch und setzte die Mitglieder der Abordnung gefangen.

24. Januar 1915. — Schlacht bei Helgoland. Das Hauptereignis dieses Tages ist die Seeschlacht bei Helgo-

land. Bei einem Vorstoß der Panzerkreuzer „Seydlitz“, „Derfflinger“, „Moltke“ und „Blücher“ in Begleitung von vier kleinen Kreuzern und zwei Torpedobootsflotillen in die Nordsee kam es vormittags von 9–12½ Uhr zu einem Gefecht mit englischen Streitkräften, 5 Schlachtkreuzern, mehreren kleinen Kreuzern und 26 Torpedobootszerstörern. Die deutschen Schiffe suchten die englischen näher an Helgoland heranzulocken, um die dortigen Batterien mit in den Kampf eingreifen zu lassen, allein die Engländer hüteten sich, näher als bis auf 70 Seemeilen heranzukommen. Es war für die deutschen Schiffe ein Gefechtshindernis, daß die Geschwindigkeit mit Rücksicht auf den „Blücher“ nur bis höchstens 25 Seemeilen gesteigert werden konnte, während die Engländer mit 28 Seemeilen im Vorteil waren. So kam es auch, daß die Engländer durch Torpedoschüsse den „Blücher“ trafen und dieser, nicht ohne tapfere Gegenwehr, in die Tiefe ging; die Engländer, die voll des Lobes über die Haltung der Deutschen waren, retteten 200 Mann der Besatzung. Aber auch die Engländer erlitten Verluste und anscheinend erhebliche, da das neue Linien Schiff „Lion“ und mehrere Torpedoboote zerstört wurden. Die Engländer brachen gegen Mittag das Gefecht ab, anscheinend wegen allzugroßer Nähe von Helgoland. Die übrigen deutschen Schiffe kehrten unverfehrt in ihre Häfen zurück. — Im Osten begann das erfolgreiche Vorrücken gegen den Uzsorpaß, wo eine Ortschaft nach der andern in die Hände der Österreicher fielen und die Russen immer mehr auf die Höhen des Passes zurückwichen. Bei Löben und Gumbinnen wurden feindliche Angriffe unter schweren russischen Verlusten zurückgeschlagen. — Schließlich sei noch erwähnt, daß Ritchener sich öffentlich dahin äußerte, daß der Krieg mindestens drei Jahre dauern werde.

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Ecke.

Aus den Weggendorfer Blättern.

Aleinstadt

— Warum haben Sie denn gestern in Ihrem Blattl einen großen Sieg gemeldet? Das stimmt doch gar nicht!

— „Ja, der Herr Privatier Meier hat sich jetzt auch eine Fahne gekauft, und die wollte er gern 'mal herausstecken.“

Eile

Leutnant von K. hatte sich von seiner französischen Quartierwirtin ein junges Huhn zubereiten lassen und wollte es eben seinem Wagen einverleiben, als die Kompanie plötzlich alarmiert wurde; in zehn Minuten sollte es losgehen. Was nun tun, das Essen stehen lassen? Lieber mal nicht waschen! Und in fünf Minuten war es unten.

Auf dem Hofe erwischte ihn seine Wirtin: „Nun, wie hat's geschmeckt, Herr Leutnant?“

Worauf dieser erwiderte: „Ja, Madame, zum Schmecken hatte ich keine Zeit, ich hab's bloß gegessen!“

Ein Manko

— „Wird denn die Polizeistunde bei Ihnen auch immer pünktlich eingehalten, Herr Wirt?“

— „Net allweil; meistens gehen die Bauern schon vorher heim.“

Mißverständnis

Unsere Minna geht schon seit einiger Zeit kopfhängerisch und mit verweinten Augen umher. Auf unser Befragen nach der Ursache weicht sie aus. Zureden hilft aber, und endlich gesteht sie bekümmert: „Weil jetzt allweil so viel in den Zeitungen steht von Schatzwechseln.“

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag
H. Kleinböhl, Königstein im Taunus.